

Johano Strasser

Arbeit, Spiel, Fortschritt.

Schillers Utopie des ästhetischen Staates

„Der Mensch“, schreibt Schiller in den Briefen zur *Ästhetischen Erziehung des Menschen* „ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ (Werke in 5 Bänden, ed. Benno von Wiese, Köln u. Berlin 1959, Bd. 4, S. 528) Manchmal denke ich, wie schön es wäre, wenn ein solcher Satz im Grundsatzprogramm der SPD oder des DGB stünde. Aber natürlich weiß ich, daß die Arbeiterbewegung, zumal im arbeitsbesessenen Deutschland, mit der Kategorie des Spiels immer ihre Probleme hatte. Arbeit, nicht Spiel wie bei meinem holländischen Landsmann Johan Huizinga, galt ihr seit je als das zentrale Medium der Menschwerdung des Menschen. Darum wurde auch Paul Lafargues *Recht auf Faulheit*, das für die Arbeiter ein Leben jenseits der Zwänge der Produktion einforderte, in der deutschen Arbeiterschaft keineswegs so freudig willkommen geheißen, wie es der Autor sich erhofft hatte. Man hielt sich schon für revolutionär genug, wenn man der bürgerlichen *Arbeitspflicht* das *Recht* auf Arbeit entgegengesetzte.

Und in der Tat ist für den Kapitalismus das Recht auf Arbeit für sich schon eine unbewältigbare Herausforderung. Die Phasen, in denen es in den letzten zweihundert Jahren so etwas wie Vollbeschäftigung gab, sind an einer Hand abzuzählen, und Massenarbeitslosigkeit gehört zu den periodisch wiederkehrenden Erscheinungen aller kapitalistischen Gesellschaften. Kein Wunder, daß sich in der Politik heute wieder einmal nahezu alles darum dreht, Arbeitsplätze zu erhalten und neue Arbeitsplätze zu schaffen. Dafür opfern selbst hartgesottene Marktwirtschaftler ihre ordnungspolitischen Grundsätze, opfert auch der sprödeste Finanzminister seine ehrgeizigen Pläne zur Haushaltssanierung. In Zeiten der Krise und der ansteigenden Arbeitslosigkeit davon zu sprechen, daß es eigentlich um mehr gehen

sollte als um Arbeitsplätze, kann einem leicht den Vorwurf der Traamtänzerei einbringen. Oder sollte vielleicht das Hauptproblem der Arbeiterbewegung darin liegen, daß sie es so gründlich verlernt hat zu träumen.

*Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.* Es ist kaum zu übersehen, dass das, was Karl Marx „unentfremdete Arbeit“ nannte, das also, was er der Arbeiterbewegung als das anzustrebende Ziel vorstellte, alle Eigenschaften des Spiels und des künstlerischen Schaffens hat. Jedenfalls gilt das für den Marx der Frühschriften, dem die Aufhebung der Arbeitsteilung noch zentrale Voraussetzung für die volle Entfaltung der menschlichen Möglichkeiten war, der noch nicht durch die Beschäftigung mit den Realbedingungen der Produktion und durch den Einfluß des ökonomischen Praktikers Engels bis zur Unkenntlichkeit ernüchtert worden war.

Engels, das ist wahr, war bezüglich der Aufhebung der Arbeitsteilung stets skeptischer, und im Gegensatz zu Marx und Schiller erteilte er 1873 in der Schrift *Von der Autorität* (MEW 18,306) allen Träumen von unentfremdeter Arbeit eine ziemlich unzweideutige Abfuhr: „Der mechanische Apparat einer großen Fabrik ist um vieles tyrannischer, als es jemals die kleinen Kapitalisten gewesen sind, die Arbeiter beschäftigen. Wenn der Mensch mit Hilfe der Wissenschaft und des Erfindungsgenies sich die Naturkräfte unterworfen hat, so rächen sich diese an ihm, indem sie ihn in dem Maße, wie er sie in seinen Dienst stellt, einem wahren Despotismus unterwerfen, der von allen sozialen Organisationen unabhängig ist.“ Keine Rede mehr davon, daß die neue Gesellschaft es jedem gestatten solle, „heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, ... ohne je Jäger, Fischer oder Hirt oder Kritiker zu werden“, wie Marx in der *Deutschen Ideologie* (MEW 3, 33) schrieb. Auch Marx selbst siedelte in späteren Jahren das Reich der Freiheit „jenseits der Sphäre der eigentlichen Produktion“ an, in dem, was wir heute „Freizeit“ nennen. Die Welt der Arbeit bleibt nun auch nach Marx immer „ein Reich der Notwendigkeit“. „Jenseits desselben“,

so schreibt er im 3. Band des *Kapital*, „beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung.“ (MEW 25,828)

Daß die spätere Arbeitsdespotie Stalins sich auf die zitierte Engels-Stelle berufen würde, um den Sowjetarbeitern alle höheren Ambitionen auszutreiben, konnte ihr Autor nicht voraussehen. Aber auch in der reformistischen Arbeiterbewegung galt bald als ausgemacht, daß die Zwänge der arbeitsteiligen Produktion weitestgehend hinzunehmen seien, daß man gut daran tue, alle ehrgeizigen Vorstellungen einer ganzheitlichen Entfaltung des Menschen im Produktionsprozeß aufzugeben, um pragmatisch das Glück in der Freizeit zu suchen. „Samstags gehört Vati mir“, durfte ein blonder Knabe vom DGB-Plakat herunter rufen, als es 1956 um die Fünf-Tage-Woche ging. Im Betrieb selbst aber unterwarf man sich weitgehend der angeblich alternativlosen Zwangslogik der kapitalistischen Arbeitsorganisation.

Die Verkürzung des Arbeitstags avancierte zum Ersatz für die Befreiung der Arbeit und damit zum zentralen Freiheitsversprechen. Bei Marx und den Marxisten kombiniert mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der *gesamtgesellschaftlichen*, in der sowjetischen und realsozialistischen Praxis: *staatlichen*, Kontrolle des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, bei den Reformisten flankiert von sozialstaatlicher Absicherung und Umverteilung. Erst seit Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts, nach einer längeren Phase der Vollbeschäftigung und der kontinuierlichen Wohlstandssteigerung, gab es in Deutschland wieder eine intensivere Diskussion über die *Humanisierung der Arbeitswelt*, angefangen bei Fragen der Arbeitszeitverkürzung und des Arbeitsschutzes, aber schon bald fortschreitend zu weitergehenden Vorstellungen von Mitbestimmung, Anreicherung der Arbeitsaufgaben und arbeitnehmerorientierter Zeitsouveränität. Allerdings, an der arbeitgesellschaftlichen Dominanz der Kategorie des Nutzens änderte sich so gut wie nichts.

Heute ist von Arbeitszeitverkürzung nur noch selten die Rede, und an die in den 60er und 70er Jahren entwickelten und diskutierten Programme zur *Humanisierung der Arbeitswelt* erinnert sich auch in den Gewerkschaften kaum noch jemand. Die globalisierte Ökonomie hat unter der Knute der Finanzwirtschaft offenbar alle Hoffnungen auf die Befreiung der Arbeit gründlich zerstört und durch die Inszenierung einer weltweiten Konkurrenz mit Sklavenarbeitern in Indien, China, Lateinamerika und Afrika auch die Perspektive einer fortschreitenden Befreiung *von* der Arbeit im Sinne einer deutlichen Verkürzung der Arbeitszeiten zur Illusion werden lassen.

Nun steckt das System der Arbeit, das in den letzten Jahren immer mehr unter den bestimmenden Einfluß des globalisierten Geldsystems geraten ist, selbst in einer tiefen Krise, einer Krise, die nicht zuletzt auch eine Orientierungskrise ist. In dieser Krise wäre es vielleicht nicht die schlechteste Idee, wenn in dem, was von der Arbeiterbewegung noch übrig ist, wieder etwas gründlicher über die Richtung der Gesellschaftsreform, über Alternativen zum bestehenden System der Arbeit und über das Wesen einer wirklich humanen Gesellschaft nachgedacht würde.

In diesem Zusammenhang u.a. auf Schiller zurückzugreifen, wird vielen spontan als abwegig erscheinen. Aber in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* entwickelt Schiller eine Perspektive, die der Marxens in den *Frühschriften* in vielem ähnelt: Er ist nicht bereit, sich mit der modernen Arbeitsteilung abzufinden. Das Ziel der ästhetischen Erziehung des Menschen – Marx würde sagen: der Menschwerdung des Menschen – kann für ihn nur die allseitige Entwicklung des Menschen sein, und die ist mit der modernen Arbeitsteilung (auf Dauer) nicht vereinbar. Auch der moderne Staat ist ihm ein Produkt der Arbeitsteilung und der verkürzten Rationalität, wie sie die kapitalistische Produktion beherrscht. Weil ihm die Autonomie des Menschen als das höchste Ziel gilt, bleibt er zeitlebens in skeptischer Distanz zum Staat.

Worin sich Schiller aber von Marx, auch vom frühen, unterscheidet, ist die bildungsbürgerliche Vorstellung, daß die Höherentwicklung des Menschen an die ästhetische Überformung des *Naturtriebes* durch die Befassung mit dem Kunstschönen gekoppelt sei. Erst die Zivilisierung der Sinnlichkeit durch die ästhetische Erziehung eröffnet nach Schiller die Möglichkeit, Sinnlichkeit und Vernunft so miteinander zu verbinden, daß eine wirklich freie und humane Gestaltung der Gesellschaft möglich wird. „Durch die ästhetische Gemütsstimmung wird also die Selbsttätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben nur zu entwickeln braucht.“ (Briefe, S. 551)

Nun kann man bei Gewerkschaftern und Sozialdemokraten heute nicht mehr voraussetzen, daß sie Schiller gelesen haben, schon gar nicht die anspruchsvolle Prosa der *Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Ja, wenn den Klagen von Lehrern und Professoren zu trauen ist, scheinen damit auch Gymnasiasten und Studenten heute schon überfordert zu sein. Aber der eine oder andere wird sich vielleicht aus seiner Jugend noch an Mark Twains *Abenteuer des Tom Sawyer* erinnern, ein Buch, aus dem man ebenfalls lernen kann, dass die Kategorie des Spiels, wenn es um die Zukunft der Arbeit geht, gar nicht so fehl am Platz ist. Hier nämlich erzählt Mark Twain eine Episode, die zur Pflichtlektüre aller Arbeitswissenschaftler gemacht werden sollte.

Tom soll unter dem strengen Regiment seiner Tante Polly einen Bretterzaun anstreichen: fünfunddreißig Meter lang und zwei Meter hoch. Es ist die reinste Plackerei, fremdbestimmte und als Qual empfundene Arbeit im Reich der Notwendigkeit. Zu allem Unglück kommen nun auch noch Toms Freunde vorbei, die zum Fluß hinunter baden gehen wollen. Da hat Tom eine Idee. Er gibt vor, von seiner Arbeit gefesselt zu sein, setzt hingebungsvoll Pinselstrich neben Pinselstrich. Und nun passiert etwas Wunderbares. In Schillers Worten

ist es die „ästhetische Gemütsstimmung“, in die Tom Sawyer die Freunde listig versetzt, die den Wandel herbeiführt. Einer nach dem anderen bitten die Freunde Tom, sie auch ein Stück des Zauns streichen zu lassen. Ja, sie zahlen sogar dafür mit dem, was Jungen so in der Tasche haben. Aus fremdbestimmter Arbeit ist unversehens eine begehrte Freizeitaktivität geworden.

Was wir von Mark Twain lernen können, ist, dass es einen himmelweiten Unterschied macht, unter welchen Bedingungen und in welchem Sinnhorizont dieselbe Arbeit verrichtet wird. Ein Fingerzeig, der uns ermuntern mag, bezüglich der Zukunft der Arbeit vielleicht doch wieder etwas mehr Phantasie zu entwickeln. Ich bin fest davon überzeugt, dass die gegenwärtige Schwäche der Gewerkschaften, der Sozialdemokratie, überhaupt aller linken, d.h. *an der gleichen Freiheit aller* interessierten Bewegungen ganz wesentlich ihren Grund darin hat, dass sie es verlernt haben, am Leitfaden ihrer Werte kühn über das Bestehende hinauszudenken. In der berühmten von Walter Köpping 1966 herausgegebenen Anthologie *Unter Tage, über Tage* befindet sich ein Gedicht des Arbeiterdichters Josef Luitpold. Darin heißt es:

„Zu meiner Zeit in tausend Jahren  
wird die Musik wichtig sein, nicht die Buchhaltung,  
das Leben, nicht das Geschäft,  
der Wald, nicht der Fleiß,  
das Werk, nicht der Erfolg.“

Und ein großer Ökonom, der gelegentlich über den Tellerrand der eigenen Wissenschaft weit hinaus zu blicken wagte, John Maynard Keynes, hat uns prophezeit: „Der Tag ist nicht weit, an dem uns die ökonomischen Probleme nicht mehr vorrangig beschäftigen werden. Statt dessen werden wir uns in die Arena des Herzens begeben, immer wieder, werden uns unseren wirklichen Schwierigkeiten zuwenden, den Problemen des Lebens und der menschlichen Beziehungen, der Schöpfung, des Verhaltens und der Religion.“

In unserer immer noch oder schon wieder von marktradikalen Hirngespinnsten geprägten Zeit scheint sich ein solcher Gedanke von vornherein zu verbieten. Freiheit zu denken auch und vor allem als Freiheit vom Zwangssystem des Ökonomischen, das ist uns im Zuge der Durchökonomisierung aller Lebensbereiche gründlich ausgetrieben worden. Glück und Erfüllung können wir uns zumeist nur noch als das Ergebnis von Konsum vorstellen, und um immer mehr konsumieren zu können, sind wir bereit, uns mit Haut und Haaren den Zwängen der Ökonomie zu unterwerfen. Diese Entwicklung nahm Schiller in einem düsteren Zeittableau erstaunlich scharfsichtig vorweg: „Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der *Nutzen* ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen.“

Schiller hat keine pragmatische Antwort auf die Not seiner eigenen und erst recht nicht unserer Zeit. Er ist aber Realist genug, um zu erkennen, daß es keine freiere Gesellschaft geben kann, wenn die elementaren Bedürfnisse nicht befriedigt werden. Und in modernen hochkomplexen Gesellschaften ist dies wahrscheinlich nur durch ein System organisierter Produktion und Verteilung möglich, in dem Freiheit wohl immer weitgehend Einsicht in die Notwendigkeit bleiben wird. Dennoch ist Schiller – wie Hegel, wie Marx - nicht bereit, seinen Traum von der Höherentwicklung des Menschen aufzugeben.

Das Fatale an unserer heutigen Lage ist nun aber, daß die beachtliche Verkürzung der Arbeitszeiten, die in mehr als zweihundert Jahren kapitalistischer Entwicklung erkämpft wurde, die Chancen für eine Schillersche „Zivilisierung der Bedürfnisse“ offenbar nicht wirklich erhöht hat. Denn die Besetzung auch der arbeitsfreien Zeit durch die Gesetzmäßigkeiten der Ökonomie, die Dominanz konsumistischer Verhaltensweisen und die kulturindustrielle Vereinnahmung der Phantasie haben im gleichen Zeitraum ebenfalls deutlich zugenommen, so daß das Schiller und Marx gemeinsame Ideal der allseitigen freien Entwicklung der Persönlichkeit vielen heute nur noch lächerlich erscheint. Unter den vorherrschenden Bedingungen ist die von einigen

Soziologen seinerzeit genährte Hoffnung, die in der Freizeit generierten höheren Lebensansprüche könnten sich allmählich auch in der Arbeitswelt Geltung verschaffen und so zu einer Befreiung *der Arbeit* führen, nicht sehr realistisch.

Erst recht scheint etwas Ähnliches wie das, was Schiller „ästhetische Erziehung“ nennt, heute ziemlich aussichtslos zu sein. In einem Bildungssystem wie dem unsrigen, das immer noch mehr auf Selektion denn auf Förderung setzt, das Qualifikation mit Bildung und Information mit Wissen verwechselt, das die Befassung mit Kunst, Literatur und Musik, dem Schillerschen „Kunstsönen“ also, zumeist für überflüssig erklärt, weil es die jungen Menschen erklärtermaßen vor allem auf die „Anforderungen der Arbeitswelt von morgen“ vorbereiten will (im übrigen, ohne wirklich zu wissen, welches diese sind), ist so etwas kaum denkbar. Wo also sind die Agenturen, die die von Schiller erhoffte „totale Revolution der Empfindungsweise“ herbeiführen könnten? Wo sind die politischen Kräfte, die ihre Einrichtung vorantreiben könnten?

Ich gebe zu, daß die Pessimisten wie so oft auch in dieser Sache die plausibleren Argumente haben. Aber das bißchen Fortschritt, das es bisher in der Geschichte gegeben hat, ist immer von Menschen bewirkt worden, die sich trotz allem die Hoffnung nicht nehmen ließen. Man stelle sich vor, die ersten, die im 18. Jahrhundert in Frankreich über eine demokratische Verfassung mit der Garantie von Menschenrechten und mit allgemeinem Wahlrecht nachdachten, hätten empirische Soziologen moderner Prägung zurate gezogen. Keine Frage, daß die ihnen mit aufwendigem Zahlenmaterial bewiesen hätten, daß mindestens 87 Prozent der Franzosen keine Ahnung von den Dingen hätten, die politisch zu entscheiden wären. Was würde diese ahnungslose Masse wohl mit dem Wahlrecht anrichten? Und als es später um das Frauenwahlrecht ging, wäre das Urteil der Soziologen sicher nicht günstiger ausgefallen. Nur dadurch, daß revolutionäre Bewegungen im kühnen Vorgriff mehr Mündigkeit unterstellten, als empirisch je nachweisbar gewesen wäre, wurde Demokratie – nach holprigem Beginn und mit schrecklichen Rückfällen - überhaupt möglich.



Schiller selbst schwankte zwischen einem auf empirischer Geschichtsbetrachtung fußenden Pessimismus und einem philosophisch begründeten anthropologischen Optimismus hin und her. Daß in Deutschland Schiller oft für konservative oder gar reaktionäre Positionen in Anspruch genommen wurde, hängt vor allem damit zusammen, daß der Gang der Französischen Revolution in ihm ein tiefes Mißtrauen gegen das gemeine Volk, gegen die ungebildeten Massen erzeugte. Der Schock der Terreur läßt sich an vielen Stellen im Schillerschen Werk nachweisen. Er fand seinen Niederschlag in der *Glocke*:

Weh, wenn sich im Schoß der Städte  
Der Feuerzunder still gehäuft,  
Das Volk, zerreißend seine Kette,  
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!

...

Und dann die von Machos auch heute noch gern zitierte Stelle, die womöglich auf die seinerzeit als *Madame Luzifer* und *Franzosenhure* beschimpfte Jakobinerin Caroline Böhmer gemünzt ist:

Da werden Weiber zu Hyänen  
Und treiben mit Entsetzen Scherz...

In dem Gedicht *Der Spaziergang* wird derselbe Gedanke alarmistisch in Szene gesetzt:

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,  
Von der heiligen Natur ringen sie lüstern sich los.

Das Ergebnis ist, wie nicht anders zu erwarten, Chaos und allgemeiner Sittenverfall.

Schiller ist kein Rousseauist. In den Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* ringt er mit der prekären Balance zwischen Naturfreiheit, vernünftiger Selbstdisziplin und der Notwendigkeit der

Erziehung, wobei er, ähnlich wie später die postmarxistische Linke, in die Aporien der Freiheitsvormundschaft und der betreuten Autonomie gerät. Was die Vernunft und die Urteilskraft der Mehrheit angeht, ist er alles andere als optimistisch: „Der zahlreichere Teil der Menschheit wird durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen härteren Kampf mit dem Irrtum aufrufen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten.“

Und an anderer Stelle in den *Briefen* heißt es: „Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verräterei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gärenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet...“

Solche Sätze mußten den auf Demokratisierung drängenden revolutionären Zeitgenossen als Verteidigung der alten autoritären Ordnung erscheinen. Aber Schiller gehörte nie wirklich zur Ordnungspartei, war stets ein, wenn auch moderater, Anwalt der Freiheit, so wie er zunächst auch die Französische Revolution durchaus begrüßte. Es war der Prozeß gegen den König, der ihn gründlich verunsicherte, und Robespierres *Terreur* machte ihn schließlich zum entschiedenen Gegner des Jakobinertums. Dabei hatte das revolutionäre Frankreich den Autor der *Räuber*, des *Fiesko* und des *Don Karlos* am 10. Oktober 1792 zusammen mit Klopstock, Campe, Pestalozzi und George Washington zum Ehrenbürger der Nation ernannt. Schiller wurde als einer der *publicistes allemands* hervorgehoben, „qui, par leurs écrits et par leur courage, ont servi la cause de la liberté, et préparé l’affranchissement des peuples“. Als Schiller mit zehnjähriger

Verspätung die Urkunde zugestellt wurde, fühlte er sich keineswegs mißverstanden und nahm die Ehrung gern an.

Schiller war Aufklärer genug, um an die Möglichkeit des Fortschritts zu glauben. Was ihn für uns Heutige wieder interessant macht, ist vor allem die Tatsache, dass er sich gegen die zu seiner Zeit bereits erkennbare Verengung des Fortschrittsprojekts auf das Technische und Ökonomische wehrte. Ihr setzt er als Leitbild seine ganzheitliche Vorstellung vom Menschen entgegen. „Der Mensch“, heißt es in den *Briefen* (S. 491), „kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein... Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen.“

Für Schiller als reformistischen Aufklärer ist der Mensch nicht ein unveränderliches Allzumenschliches, sondern veränderbar, im Prozeß der ästhetischen Erziehung zum Positiven veränderbar. Und, was vielleicht noch wichtiger ist: Schiller versteht Emanzipation nicht wie die modernen Technikphantasten als Emanzipation *von* der Natur, sondern als Befreiung durch die Einsicht in die natürlichen Bedingungen der menschlichen Existenz. Unter diesem Aspekt könnte man in ihm sogar so etwas wie einen Grünen *avant la lettre* sehen: Die Unterwerfung der Natur, der inneren und der äußeren, gilt ihm als Irrweg, der letztlich nur dazu führen kann, daß der Mensch zum Sklaven jener Naturkräfte wird, die er sich gefügig machen will.

In Deutschland, wo man in gutbürgerlichen Kreisen dazu neigt, Marx zu dämonisieren und die Weimarer Klassik, zur staatstragenden Ideologie zu verklären, wird die inhärente Radikalität der Weimarer oft verkannt. Zugegeben, Schiller war kein Revolutionär, anders als Hölderlin oder der

junge Friedrich Schlegel zögerte er, seine Begeisterung für das Griechentum unmittelbar für die Kritik an der politischen Gegenwart zu nutzen. Wo Romantiker wie Friedrich Schlegel von einer *ästhetischen Revolution* schwärmten, sprach er von *ästhetischer Erziehung*. Schiller war ein vorsichtiger Reformist, skeptisch gegenüber allzu kühnen Entwürfen, entschieden gegen jede revolutionäre Gewalt, aber eben auch skeptisch gegenüber dem verkürzten Fortschritt, der Anfang des 19. Jahrhunderts das Denken des Bürgertums zu dominieren begann. Erschreckt durch die Gewalt, die in der Französischen Revolution zum Ausdruck kam, begnügt er sich damit, die Forderung nach gleicher Freiheit nur im „Reich des ästhetischen Scheins“ für erfüllbar zu erklären (Briefe, S. 575). Dass er damit dem biedermeierlichen Eskapismus und dem politischen Quietismus des deutschen Bürgertums Vorschub geleistet hat, ist nicht zu leugnen. Aber der von ihm pointierte Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit bleibt ein Unruhepotential. Bis heute.

Die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit auszuhalten -, wenn wir das wieder lernten, wäre vielleicht schon viel gewonnen. Denn wie sollen wir uns aus den abgelebten Fortschrittsvorstellungen des 19. Jahrhunderts und den neoliberalen Phantasmen einer totalitären Durchökonomisierung der Gesellschaft befreien, wie sollen wir ein attraktives Bild von der Zukunft unserer Arbeits- und Lebenswelt entwickeln, wenn wir nicht an jenem anspruchsvollen Menschenbild festhalten, das vermeintliche Realisten zu unrecht als *bloß bildungsbürgerlich* denunzieren? Natürlich, die Ernüchterung, die in den progressiven Bewegungen eingetreten ist, ist angesichts der furchtbaren Abwege, in die schwärmerische Revolutionäre ganze Völker geführt haben, nicht unbegründet. Aber das ängstliche Festhalten am Bestehenden und die Weigerung, über Alternativen auch nur nachzudenken, erscheint mir heute geradezu selbstmörderisch, weil mittlerweile jeder wissen kann, daß ein ökonomisches System, das auf unaufhörliche Expansion und ständig zunehmende Zerstörung der Lebensgrundlagen programmiert ist, über kurz oder lang zusammenbrechen muß.

Schillers *ästhetischer Staat*, der, wie er in den *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* schreibt, „den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht“ und damit „das Ideal der Gleichheit erfüllt“ (Briefe, S. 575), ist ein Denkanstoß, ein Stachel im Fleisch unserer allzu selbstgewissen westlichen Demokratien; im *Kommunistischen Manifest* wird daraus im übrigen „eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“ (MEW 4, 482) Auch wenn man kein gläubiger Marxist ist und in der Schule und auch später womöglich nie eine Zeile von Schiller gelesen hat, kann man bemerken, daß da noch etwas – im Sinne Blochs – *unabgegolten* ist.

Um Ideen auf die Erde herunterholen und ihr unabgegoltenes Potential bergen zu können, bedarf es dafür günstiger Realbedingungen. Könnte es sein, daß diese sich unter unseren Augen gerade entwickeln? Ich wage zum Abschluß die Skizze einer Utopie, von der ich glaube, daß sie hinreichend geerdet ist, um vielleicht einmal eine befreiende Praxis anleiten zu können. Sie beruht auf einer Prognose bezüglich der Zukunft der Arbeitsgesellschaft, die mir gut begründet erscheint: **Auf lange Sicht werden – jedenfalls im Marktsektor - alle Arbeiten automatisiert, in denen die Arbeitsvollzüge vollständig definiert und berechnet werden können.** Noch einmal: **Auf lange Sicht werden alle Arbeiten automatisiert, in denen die Arbeitsvollzüge vollständig definiert und berechnet werden können.** Übrig bleibt dann als von Menschen zu verrichtende Arbeit vor allem das, was nicht automatisiert werden kann: leitende und beratende Tätigkeiten in Wirtschaft und Verwaltung, Marketing und Werbung, ein Teil der handwerklichen und bäuerlichen Arbeiten, Erfinden, Planen, Entwickeln, Warten, künstlerische Produktion, das ganze ausgedehnte und bunte Feld der personenbezogenen Dienstleistungen: Kommunizieren, Motivieren, Lernprozesse organisieren, mit Menschen umgehen, sich kümmern, trösten, pflegen - alles das, was Maschinen nun einmal nicht können, weil darin – in unterschiedlichen Graden – das Moment der Freiheit zur Geltung gelangt.

Statt wie bisher an der Privilegierung der Maschinenarbeit und an der zwanghaften Steigerung des Konsums festzuhalten, könnten wir die utopischen Möglichkeiten nutzen, die Rationalisierung und Automation im digitalen Zeitalter eröffnen, zumal wenn sie, was heute zumeist der Fall ist, mit einer Reduzierung des spezifischen Energieumsatzes und Materialverbrauchs einhergehen. Tun wir dies, so ergeben sich *zum einen* bisher nicht für möglich gehaltene Chancen der Entlastung von fremdbestimmter und belastender Arbeit und der Mehrung frei verfügbarer Zeit für alle. *Zum anderen* – und das ist womöglich entscheidend – ist der Typus der Arbeit, der lebensnotwendig ist und nicht wegrationalisiert werden kann, in der Regel menschlich anspruchsvoller: er eröffnet zumeist größere Möglichkeiten der Sinnstiftung und der autonomen Gestaltung und bietet intrinsische Gratifikationen, die weit über das hinausgehen, was die klassische Industrie- und Büroarbeit gemeinhin zu bieten hat. Eine wirklich moderne, an den Bedürfnissen der Menschen und nicht an der Kapitalverwertung orientierte Dienstleistungsgesellschaft ist möglich; sie könnte befriedigende und humane Arbeitsmöglichkeiten für alle bieten, und zwar auch für die, die nicht die höheren Weihen des Bildungssystems erhalten haben, sie könnte, weil allmählich andere Quellen des Lebensglücks wichtiger werden, uns vom Zwang, immer mehr konsumieren zu müssen, erlösen, wenn, ja wenn...

**Wenn** wir die Möglichkeiten von Rationalisierung und Automation nutzen,  
**wenn** wir die sich bietenden Chancen zur Verkürzung der Arbeitszeiten wahrnehmen,  
**wenn** wir die Wertschöpfung im Sektor der *Maschinenarbeit* zur Finanzierung der notwendigen *menschlichen* Arbeit heranziehen,  
**wenn** wir lernen, die Vermehrung der frei verfügbaren Lebenszeit als Wohlstandsgewinn zu begreifen,  
**wenn** wir die Arbeitsbedingungen im Sektor der menschlichen Arbeit so human wie nur möglich gestalten,

**wenn** die anspruchsvolleren *Arbeitsbedingungen* uns allmählich auch bei der Gestaltung der *freien Zeit* anspruchsvoller werden lassen,  
**wenn** wir, weil wir immer öfter *spielend* arbeiten, auch in der arbeitsfreien Zeit immer öfter spielerisch unsere eigene Schöpferkraft entfalten,  
**wenn** wir wieder mehr Güter und Dienstleistungen individuell oder kooperativ in Eigenarbeit produzieren, statt sie als Fremdleistungen zu kaufen,  
**wenn** wir lieber öfter selbsttätig werden, als das Glück in immer mehr Konsum zu suchen.

Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit waren die *objektiven*, die wissenschaftlich-technischen Voraussetzungen für die Befreiung der Arbeit, für die Angleichung der Lebenschancen, für die Überwindung von Hunger und Elend, für die nachhaltige Organisation des Stoffwechsels von Mensch und Natur so groß wie heute. Zugleich aber wächst die Gefahr, daß ein außer Rand und Band geratener globaler Finanzmarkt, eine abermals gesteigerte Ausbeutung von Mensch und Natur, daß Hungerkatastrophen und mörderische Kriege um schwindende Ressourcen die Welt in den Abgrund führen. Wir sind nicht ohnmächtige Statisten eines finsternen Geschicks oder eines unergründlichen Heilsgeschehens. Wir selbst sind die Autoren unserer Geschichte. Wir haben immer noch die Wahl. Wenn wir angesichts der sich schroff einander gegenüber stehenden Alternativen die richtigen Entscheidungen treffen und die Konflikte mit mächtigen organisierten Interessen nicht scheuen, dann könnte das, was Schiller nur im „Reich des ästhetischen Scheins“ für realisierbar hielt, vielleicht doch hier auf Erden Wirklichkeit werden.

Lohnen würde sich der Versuch allemal. Denn nicht herber Verzicht unter der Herrschaft einer rigiden Moral ist die Perspektive, die sich hier eröffnet, sondern eine andere, im Schillerschen Sinn *höhere* Form des Lebensgenusses, die es uns erlaubt, ohne Angst und Entbehrung, im friedlichen Austausch mit unseren Mitmenschen *als Freie und Gleiche verschieden* zu sein.

